

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 205. Bromberg, den 8. September 1931.

Der Dichter Wilhelm Raabe.

Zum 100. Gedenk-Geburtstag am 8. September.

Warum findet unsere Zeit keinen Zugang mehr zu Wilhelm Raabe? Warum mißlingt immer wieder der Versuch, Raabe in ganz billigen Ausgaben zu verbreiten? Die seltsamen Käuze, die lehrhafte Weisheit, die versponnenen Lokalitäten dieser Raabeschen Lebensläufe und feinsinnigen melancholischen Novellen sind der harten Sachlichkeit unserer Epoche, ihrer Illusionslosigkeit fremd; sie passen nicht zu ihrem Mißtrauen gegen den lauten, nach außen gewendeten Weltschmerz eines Schopenhauer, eines Byron und — eines Raabe.

Unabhängigkeit des Glücks von der äußeren Lage! Gewiß ein Ideal; aber als Notideal der schlecht Weggekommenen und Schwachen erkannt! Dieser weltabgewandte Stoizismus, dieses verkündete und gedruckte „stille Entsagen" ist trivial und gleichgültig geworden.

Und doch geht auch heutzutage noch ein seltsamer Zauber aus von „Abu Telfan" und von „Schüdderump". Ja, es geht ein Glanz aus von diesen Meistererzählungen, die vor sechzig und siebzig Jahren geschrieben wurden und die unsere Großeltern rührten.

„Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, sprach Mahomed, so würdet ihr viel weinen und weniger lachen", so beginnt „Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge". Darin liegt auf eine zarte und dichterische Art die Heimkehr des Leonhard Hagebucher aus Afrika behandelt, der zur Erkenntnis kommt, daß ein Aufenthalt bei den Wilden besser sei als in der zivilisierten Welt. Und der „Schüdderump", der Totenkarren aus der Pestzeit, mit dem man die Leichen haufenweise ins Grab schüttete, ist Symbol des Vergänglichen und Inbegriff des Erdenjammers.

Die besten Sachen Raabes, gleich am Anfang seines Werks, „Der Hungerpastor", aus dem Jahre 1864, der den Dreiunddreißigjährigen berühmt machte, sind auf einen dunklen, verzichtenden, weltweisen Ton gestimmt. „Vom Hunger will ich in diesem schönen Buch handeln", so fängt es im „Hungerpastor" an, „von dem, was er will und was er vermag." Wie er für die Welt im ganzen Schiwa und Wischnu, Zerstörer und Erhalter in einer Person ist, kann ich freilich nicht auseinandersetzen, denn das ist die Sache der Geschichte; aber schildern kann ich, wie er im einzelnen zerstörend und erhaltend wirkt und wirken wird bis an der Welt Ende. Dem Hunger, der heiligen Macht des echten, wahren Hungers, widme ich diese Zeilen, und sie gehören ihm auch von Rechts wegen, was am Schluß hoffentlich vollkommen klar geworden sein wird.

Mit Storm teilt Raabe nicht nur die niedersächsische Herkunft, sondern auch die Vorliebe für die stille, trauliche Welt der Kleinstadt mit ihrer Enge und halb rührenden, halb kleinlichen Unbeholfenheit im großen und im kleinen. Resignation, Flucht aus der Zeit, Ressentiment, vielleicht auch echte Verachtung gegen die Gründerzeit, und also Verklärung einer untergehenden biedermeierlichen Epoche, alles das kommt bei Raabe in jeder Zeile zum Vorschein. Jean Paul übertrifft ihn an Sprachkraft und an Einfällen. Der Klarere, Weisere ist Wilhelm Raabe. Raabe, Storm und Keller gehören eng zusammen, nach ihrem in der vorbismarckschen Zeit wurzelnden Lebensgefühl und auch nach ihrer Kunstform. Wenn auch Raabe erst 1910 gestorben ist. „Erfülle dich mit Liebe zu den Kleinen, die still und demütig ihren Kreis ausfüllen", das ist das Motto der drei so unmodern gewordenen Dichter; die Tatkraft des modernen Menschen, Technik, Eisenbahn und Fabrik betrachten sie höchstens mit der überlegenen Ironie des Romantikers.

Trotz alledem ragt die Kunst Wilhelm Raabes hoch über die breite Schar der Epigonen. Lebenswahrheit in der einfachen Zeichnung der seelischen Linien einfacher Leute, eine unmoderne Noblesse für alles Schöne, Gute und Nichtberechnende machte ihn für den, der sich Zeit nimmt, liebenswert. Es wäre kein schlechtes Zeichen, wenn der 100. Geburtstag Raabes der äußere Anlaß würde, wieder mehr Raabe zu lesen.

Worte von Wilhelm Raabe.

Versöhnende Liebe, tiefes Verstehen, Beiseitestellen aller kleinlichen Sonderinteressen, all das und vieles mehr, was uns so bitter fehlt, finden wir in Wilhelm Raabes unsterblichen Werken neben einem unvergleichlichen Humor und seinem seelenvollen Verbundensein mit dem Deutschtum, mit unser aller Heimat.

Böse Zeit.

In der „Chronik der Sperlingsgasse" sagt Wilhelm Raabe gleich zu Anfang: „Es ist eigentlich eine böse Zeit! Das Lachen ist teuer geworden in der Welt, Stirnrunzeln und Seufzen gar wohlfeil." Und in seinem Werk „Unseres Herrgotts Kanzlei" steht ein Satz, der ebenso trefflich auf das Heute paßt: „Die Zeit ist ein großer Kessel, darin wird jetzo eine merkwürdige Suppe gekocht, und es ist nicht zu verwundern, daß es siedet, brodelt, übersprudelt und solch wunderliche Blasen wirft."

Der Dichterberuf.

Herrliche Worte sind es, die Raabe über den Dichterberuf fand und in sein Buch „Die Kinder von Finkerode" einflocht:

„Über den Marktplatz zu schreiten,
durch die Gassen zu streifen,
Licht aus Schatten zu greifen
das ist Dichterberuf!"

Werdet Innenmenschen.

Das Streben zur Vollendung des Innenmenschen dünkt ihn das Wertvollste. Und in den „Akten des Vogelsangs"

sagt er dazu: „Der Menschheit Dasein auf der Erde baut sich immer von Neuem auf, doch nicht von dem äußersten Umkreis, sondern stets aus der Mitte; im deutschen Volke weiß man das eigentlich garnicht anders."

Sonnige Welt.

„Es ist ein Wunder", sagt die alte, dem Tode nahe Hanne Allmann im „Schüdderump" an jedem Morgen, „wie schön es auf der Erde ist. Ach, ich habe nicht gewußt, wie leid es einem ums Fortgehen sein könnte. Ach, die Sonne, die Sonne! Ich hab sie so lange, lange vor der Tür, und nun ist mir, als hätte ich niemals darauf geachtet."

Die Honorarfrage.

Als Raabe nach Stuttgart übersiedelte, machte ihm dort ein Verleger das Angebot, an seiner damals vielgelesenen Zeitschrift als Mitarbeiter tätig zu sein. Am Schlusse des liebenswürdigen Briefes schrieb der Verleger schalkhaft: „Ich zahle Honorar — rar." Und Raabe antwortete in gleichem Tone und schloß: „Wer mir Honorar — rar zahlt, dem schicke ich Beiträge — träge."

Menschen und Sterne.

In dem gehaltvollen Werk „Die Leute aus dem Walde" sagt Raabe durch den Mund des hochgerichteten Idealisten Ulex: „Dunkel ist an und für sich das Universum, und das Licht darin geht nur von den glänzenden Kugeln aus, die wir Sterne nennen; dunkel ist auch von Grund aus die Menschenseele, ein ebenso großes Mysterium wie das Weltall; auch in ihr kommt das Licht von den Sternen, und deren gibt es viele und sehr schöne. Jeder von ihnen wirft einen anderen Schein in das dunkle Sein und dem echten Menschen verbinden sie sich in jeder guten, aber viel mehr noch in jeder bösen Stunde zu heilbringenden Konstellationen. Der Mensch der Materie, der Mensch des Paradieses, der weder Gut noch Böse kennt, gibt den Steinen, Pflanzen und Tieren Namen; aber der sittliche Mensch, welchem Gott befahl, das erhobene Gesicht zu den Sternen zu richten, dieser Mensch gab den Gefühlen Namen und nannte sie: Liebe, Freundschaft, Glaube, Geduld, Barmherzigkeit, Mut, Demut, Ehre — und Jahrtausende vergingen, ehe diese Sterne und so viele gleiche gefunden waren".

Dichters Weisheit.

Der letzte Konrektor in „Horacker" weiß ebenso wie der Dichter wirklich, „was der Mensch ist und welch große Geduld der Herrgott, sein Schöpfer, mit ihm haben muß, und weiß genau, wo der Punkt ist, allwo das Böse, sei es nun Rachsucht oder sonst was, in Dämlichkeit übergeht".

Lebensabend.

In einem Briefe an den Leipziger Freund Professor Dr Lange schrieb Raabe am 12. 9. 1897: „Ihre Wünsche für das Siebenundsechzigste nehme ich gern an. Wenn der Lebenstag sich so bedenklich zum Abend neigt, wie jetzt mir, so kann man sich dergleichen nur recht dankbar gefallen lassen; wenn man im Grunde auch oft schon recht überfättigt und verdrossen am Erdentische sitzt und für sein Teil sich gerne ganz in der Stille von ihm wegschliche." W. K.

Wilhelm Raabe in der Schusterwerkstatt.

Von **Max Jungnickel.**

Im Braunschweigischen wandere ich seit Tagen schon. Es ist, als sauge mich die Weite auf. Im Nachmittagslicht komme ich in eine kleine Stadt. Noch angehaucht vom Mittelalter liegt sie zwischen Feldern und Wiesen, überrumpelt vom Getön alter Glocken. Aus der geöffneten Tür eines Wirtshauses, das an der Stirn ein rostiges Schild hängen hat, dringen die Radio-Töne eines neuen Schlagers. Alte Zeit und neue Zeit scheinen hier im bescheidenen Wettlauf zu stehen. — Vor einem Hause stehen drei Musikanten, Bettelmusikanten, verstaubt, verschwitzt, bartstoppelig. Ihre schwarzen Bratenröcke sind abgetragen und zeigen blanke Ärmel. Aber die grünspangefleckten Trompeten haben immer noch die Kraft, die Fenster der verwinkelten Gasse aufzureißen. Und Kinder umstehen die Musikanten, alte Frauen setzen sich andächtig lauschend auf die Türschwellen. Geldstücke fliegen. Der älteste Bettelmusikant hat eine tiefblaue Nase.

Ich will zum Schuhmacher, der mir meine Absätze wieder in Ordnung bringt. Sie sind schief gelaufen. Man kommt sich so unsicher vor, wenn man mit ganz schiefen Absätzen herumläuft. Also weiter. An Rosenhecken, an einer kleinen Papierhandlung vorüber, an einem offenstehenden Zigarrengeschäft vorbei, das bis auf die Gasse nach Pfeifentabak riecht. Und nun, zu ebener Erde, hinein in eine Schuhmacherwerkstatt. Da gibt's wahrhaftig noch eine Schusterkugel, die in allen Farben strahlt. Die Luft in der Schusterei ist gleichsam müde von Pech und altem Speisegeruch. Ein Mann in mittleren Jahren sitzt auf dem Schemel, die Hemdärmel hochgestrichen. Er gibt mir einen Stuhl, verspricht mir, daß er augenblicklich meine Schuhe in Ordnung bringen will. Ich könne selbstverständlich gleich darauf warten. Und während der Meister auf meine Rappen einhaut, sehe ich mir, seltsam überrascht, die Schusterstube an. Mir ist's, als ob ich in einem grauen, verräucherten, spinnenversponnenen Bilderbuche herumstöbere, als ich meine Augen durch die Werkstatt wandern lasse. Hier gibt's tatsächlich noch eine krumme Schirmlampe, die an der Decke baumelt, von Fliegen umsummt. Und abgelaufene Stiefel stehen herum mit Gummizügen. Wer hat denn hier die Zeit zurückgestellt? Ein gelblicher Stahlstich an der Wand, in einem abgeblätterten Goldrahmen: Eulenspiegel tanzt auf einem Seil. Vielleicht hat der Narr auch einmal in diesem Loch von Werkstatt gesessen. Ich möchte fragen, aber die Frage stirbt mir auf der Zunge. Vielleicht würde mich der Meister höhnisch auslachen. Ich habe immer die Empfindung: Der Mann trägt schwer an einer Sorge. — Da, eine verrostete, alte Donnerbüchse! Daneben ein Regenschirm. Und zwischen all dem Trödel die glitzernde Schusterkugel wie der gläserne Luftballon eines Narren. Über dem Meister, an der Werkstattwand, angeheftet mit Reißzwecken, mit Stecknadeln und Schusternägeln, eine ganze Galerie von Postkarten und Ansichtspostkarten aus Dörfern und Städten, von Stammtischrunden und von Ausflügen mit Fahnen und Zylindern. Dazwischen eine ganz gewöhnliche Postkarte. Die Schrift darauf kommt mir so bekannt vor Ich muß aufstehen, um sie zu entziffern. Sie ist von Fliegen beschmutzt und ganz grau geworden:

Braunschweig, 16. August 1907.

Lieber Meister!

Lassen Sie sich sagen, daß die Stiefel, die Sie mir da nach Maß gemacht haben, für mich die reinste Wohltat sind. Sie drücken nicht. Sie scheuern auch nicht. Und quaken tun sie auch nicht. Ja, lieber Meister, arbeiten und schaffen soll jeder nach seiner Art, denn darin liegt sein Heil. Die Stiefel sind ein Meisterwerk.

Das bescheinigt gern mit den freundlichsten Grüßen und aufrichtigsten Wünschen für Ihr Wohlergehen

Ihr ergebenster Wilh. Raabe. †

Aber was macht denn Wilhelm Raabe hier? — Ich ertappe mich dabei, wie ich das laut frage. Der Meister sieht auf: „Ach so, der Mann war ein Kunde von meinem Vorgänger. In Braunschweig. — Als mein Vorgänger starb, habe ich das Geschäft übernommen und den ganzen Krempel mit und bin hierher gezogen. In der Stadt sind ja jetzt für unsereinen schlechte Zeiten. Dort trägt man jetzt doch nur Schuhe, die mit der Maschine gemacht sind. — Und wenn man da die Sohlen runtergelaufen hat, dann werden sie einfach weggeschmissen."

„Sie haben also den Dichter Wilhelm Raabe nicht gekannt?"

„Gekannt habe ich ihn nicht. Nein! Gehört habe ich aber manchmal von ihm. Es soll ein brummiger und ein bißchen wunderlicher Mann gewesen sein."

„Und wer hat denn das Kreuz hinter den Namen gemacht?"

„Mein Vorgänger."

„Wissen Sie denn, daß der Dichter Wilhelm Raabe sehr viel für das Schusterhandwerk übriggehabt hat?"

„Ja, der trug eben noch handgearbeitete Schuhe!"

„Nein, so meine ich das nicht. — Wilhelm Raabe hat Ihren großen Berufskollegen Jakob Böhme sehr geliebt. Den philosophischen Schuster. Und dann hat er ja auch einen Roman vom Hungerpastor geschrieben."

Der Meister zuckte mit den Schultern: „Nein, davon habe ich keine Ahnung!" — Und jetzt drehte er sich um und sah auf das Anerkennungsschreiben von Wilhelm Raabe hin, als ob er es heute zum ersten Male so richtig anschaute. Es war, als ob einen Augenblick lang die gewöhnliche Postkarte mit der Dichterschrift an die tiefen Schichten seiner Gemütsruhe rührte. Aber dann faßte er wieder meine Schuhe fester, und seine Stimme klang dick vor Kummer und Hohn: „Da sitzt man nun und hat kaum das nackte Leben. Die Leute sind eben ausgestorben, die noch was von uns gehalten haben. Die jungen Leute machen die Schuhfabriken reich. Das Handwerk kann betteln gehn. — Aber eins sage ich Ihnen: Bei der ersten Bestellung auf handgearbeitete Stiefel will ich in die Volksbücherei gehen und mir den Roman von Wilhelm Raabe holen. — Der Hungerpastor. Sie haben mich wahrhaftig neugierig gemacht. Ich würde ihn ja beim Buchhändler kaufen, aber ich weiß doch nicht bestimmt, ob der Mann, der sich die Stiefel anmessen läßt, sie auch bezahlt. Das ist nämlich auch so ein Haken bei der Handwerkerei!"

Als ich wieder auf der Gasse stand, auf der verwinkelten, krummen und heckenrosenangekletterten Gasse, weiß der Himmel, da kam mir die Gasse auf einmal wie ein Satz aus einem Roman des Dichters Wilhelm Raabe vor.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von Ludwig Thoma.

Vierzehntes Kapitel.

Tobias Bünzli ließ den ersten und zweiten Tag nach dem Besuche des Herrn Schnaase seinen Pegasus immer noch ruhig im Stall stehen; er schüttete ihm nicht einmal Haber vor. Als Winterthurer wollte er sein Gewisses haben, bevor er dichtete, denn nur guter Lohn macht hurtige Hände. Er dachte aber an etwas anderes, als an Honorar und Geld. Es war eine Hoffnung in ihm erwacht; indessen, wie seine Mutter immer gesagt hatte, wer mit der Hoffnung fährt, hat die Armut zum Kutscher, und deswegen beschloß er, geraden Weges auf sein Ziel loszugehen.

Er wollte von Karoline Schnaase, die er für eine genügend dumme Person hielt, erfahren, ob ein in Zeitungen gerühmter Erotiker einer Berliner Familie als Schwiegersohn und sensationeller Zuwachs passen konnte. Am dritten Tage konnte er das, wie er meinte, harmlose Weibsbild zu einem Spaziergange verleiten. Sie gingen den Vilsfluß entlang, und nach den üblichen Seufzerlein über Schönheit, Natur und Frieden war Frau Schnaase dabei, über Literatur zu plaudern.

„Ich stellte es mir wunder-wundervoll vor", sagte sie, „wenn Sie nach Berlin kämen. Wir würden Sie in sehr gute Kreise einführen, und vor allem müßten Sie an meinen Besuchstagen zu uns kommen. Ich habe den Mittwoch."

„Ich danke Ihnen bestens für die freundliche Einladung", erwiderte Bünzli. „Es könnten allerdings Verhältnisse eintreten, die mir eine Übersiedlung nach Berlin als wünschenswert erscheinen ließen . . ."

Wenn ein Winterthurer hochdeutsch kommt, spricht er gewählt.

„O bitte! Kommen Sie wirklich! Ja?" flehte Karoline. „Ein Mann, wie Sie, muß ins volle, rastlose Leben . . ."

Bünzli war erfreut, daß das Gespräch die gewünschte Richtung nahm. Er verhielt sich aber zurückhaltend und kühl, wie bei einem Handel. „Ich habe mir schon öfter gesagt, daß man eigentlich in Berlin leben sollte. Ich finde dort auch einen Kreis von Gleichgesinnten . . ."

„Und Verehrern, zu denen Sie uns zählen müssen. Und bei mir würden Sie die crême de la crême treffen. Auch Lulu Dessauer kommt regelmäßig . . ."

Tobias verzog das Gesicht, als wenn er auf etwas Hartes gebissen hätte. Immer redete die Person von Dessauer und Teddy Nabob, aber vorerst durfte er selbst als freier Schweizer der Wahrheit nicht die Ehre geben und sagen, daß Karolinens Lieblingsroman ein lausiges Gelump sei.

Sage nicht alles, was du weißt; es ist nötiger, den Mund zu bewahren, denn die Kiste und — Geld vor, Recht hernach.

„Auch Waschkuhn ist immer da, von dem ich Ihnen erzählte, und junge Leute mit literarischen Interessen. An Schriftstellern habe ich, wie gesagt, Dessauer und . . ." — Karoline dachte nach — „und Arnemann . . . und Schweckendieck von der Rundschau. Aber ein ganz Moderner fehlt mir noch. Sie sind doch Expressionist, nich? . . .

„Allerdings, ich bin neo-kosmisch . . ."

„Sehen Sie! Und das wär' nu gerade das! Nein, wirklich, Herr Bünzli, Sie müssen mit dabei sein . . ."

„Wie gesagt, unter Umständen läßt es sich ermöglichen. Ich bin dem Gedanken, nach Berlin zu gehen, bereits näher getreten, aber . . ."

„Was ist dabei zu überlegen? Ist es nicht eigentlich selbstverständlich?"

„Es ist vielleicht ratsam und förderlich", sagte Tobias. „Allein, um es zu ermöglichen, müßte man seine Existenz auf eine solide Basis stellen. Es haben schon manche den Versuch gemacht und sind dabei gescheitert."

„Ihnen kann es doch nich schwer fallen, wenn Sie doch schon 'n Namen haben."

„Die Welt ist oft sonderbar und nimmt keineswegs immer Notiz von unserm Können . . ."

„Wissen Sie was?" rief Karoline, „schreiben Sie doch 'n gangbares Stück! Das ist immer ein gutes Geschäft."

„Der Begriff gangbar ist sehr unbestimmt. Oft ist der lumpigste Kitsch gangbar, und das Literarische versagt vollständig beim Publikum. Da hat man keine sicheren Chancen . . ."

„Ich kenne doch so viele, die mit einem einzigen Erfolge berühmt wurden, und sehr, sehr viel Geld verdienten. Sie glauben ja nicht, wie dankbar man in Berlin für alles Neue ist!"

„Es mag einigen gelungen sein, aber viele sind unbekannt geblieben und in schlechte Verhältnisse geraten. Das ist keine solide Basis . . ."

„Könnten Sie nicht bei einer Zeitung . . .?"

„Nein! Das ist die absolute Sklaverei. Man verkauft seine Begabung und seine Phantasie. Oft um einen Hungerlohn . . ."

Karoline streifte ihren Begleiter mit einem mißtrauischen Blicke. Wohlhabende Leute sind in einem Punkte sehr feinfühlig und hören einen Pumpversuch nahen, auch wenn er noch so leise auf Socken heranschleicht.

Sollte der junge Mensch — — — —?

Jedenfalls lebte er nicht in Überfluß, und sie wollte auf ihrer Hut sein.

„Es ist ja nicht für immer", sagte sie. „Und ich denke mir, in einem großen Blatte . . ."

„Nein! Daran denke ich nicht im entferntesten. Selbst unter den günstigsten Verhältnissen ist es eine Sklaverei. Man wird gezwungen, auf die Instinkte des Publikums zu achten . . ."

„Wie schade!"

„Es gäbe wohl auch anderes", sagte nun Bünzli mit alpenländischer Offenheit. „Ein Bekannter von mir ist in die Lage gekommen, sich sorglos seinem dichterischen Berufe hinzugeben. Er hat einem wohlhabenden Mädchen die Hand zum Bunde gereicht und lebt nun als freier Mann . . ."

„Die Glückliche!" rief Karoline.

Sie rief es mit wirklicher Empfindung, denn sie atmete auf bei der seltsamen Wendung, die das Gespräch nahm.

Selbst wenn das Schlimmste eintrat, konnte man doch viel leichter einer Werbung als einem Pumpversuche entrinnen.

„Die Glückliche!"

„Ich glaube auch, daß sie die beste Wahl getroffen hat", sagte Tobias. „Sie ist in einen geistig bedeutenden Kreis eingetreten, und auch ihre Familie ist dadurch aus einer gewissen Alltäglichkeit herausgehoben worden . . ."

„Das ist es doch!"

Bünzli fuhr im trockenen Tone eines Berichterstatters weiter.

„Wenn der Mann, woran wohl nicht zu zweifeln ist, infolge seiner freien Stellung bedeutende Werke schafft, so partizipieren auch die Eltern der Frau an der allgemeinen Achtung, die ihrem Schwiegersohne entgegengebracht wird. Man wird eben sagen, daß sie die ersten waren, die seine Bedeutung erkannt haben, und man wird ihnen dankbar sein, weil sie den Dichter finanziell unabhängig gestellt haben . . ."

„Und dann die junge Frau! Ich denke es mir wunderwundervoll, wie sie einem Genie die Wege ebnen darf, wie sie der Mann mit fortreißt in die Welt seiner Ideen . . ."

„Allerdings. Auch das muß in Betracht gezogen werden . . ."

„Denn es ist ja das Schönste!" sagte Karoline, die nach der überwundenen Beklemmung in wortreiche Begeisterung geriet. „Was kann es Herrlicheres geben, als in einer Ehe gemeinsame Ideale pflegen? Und wie anregend das sein muß, am Schaffen des Mannes teilnehmen zu dürfen! Ich denke es mir als das allergrößte Glück, das einer Frau widerfahren kann . . ."

„Es ist mir sehr sympathisch, daß Sie diese Auffassung vertreten . . ."

„Man muß doch eine harmonische Ehe für das größte Erdenglück halten . . . Es gibt nichts Schlimmeres, als die Ungleichheit der Seelen . . ."

Tobias räusperte sich.

„Würden Sie diese Ansichten auch auf die Praxis übertragen?" fragte er.

„Ob ich was?"

„Ob Sie diese Meinung von dem Glücke eines Bundes mit einem Schriftsteller in die Praxis übertragen würden, wenn zum Beispiel der Fall einträte, daß man Sie ernstlich fragen würde . . ."

„Daß man mich fragen würde, ob ich eine harmonische Ehe . . .? Aber Herr Bünzli!"

Karoline warf ihm einen vorwurfsvollen, aber doch auch koketten Blick zu, allein Tobias bemerkte ihn nicht. Er war jetzt im rechten Fahrwasser und steuerte weiter.

„Nehmen wir den Fall an, daß diese Frage allen Ernstes in Sie gestellt würde . . ."

„Das alles liegt hinter mir . . ."

„Ich meine, insofern an Sie heranträte, als . . ."

Karoline legte die Hand milde auf den Arm ihres Begleiters.

„Herr Bünzli, wenn man mich gefragt hätte, als . . ." sie stockte, — „nun ja, als es noch denkbar war, dann hätte manches anders kommen können. Das Leben hat mir gezeigt, was Harmonie bedeuten müßte . . ., aber es ist leider nicht von Poesie verklärt worden . . . Dort kommt ja Henny mit Herrn von Wlazeck! Wir wollen das Gespräch nicht weiterführen. Man darf so etwas nicht einmal denken. Nein . . . nein . . ."

Frau Schnaase trippelte rascher, als gereifte Damen sonst auf Stöckelschuhen zu gehen pflegen, auf die Ankommenden zu und schloß sich ihnen mit auffälliger Hast an.

„Herr Bünzli hat mich begleitet", sagte sie zu Henny. „Wir haben uns sehr, sehr interessant über Literatur unterhalten. Aber nun darf ich Ihre kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen . . . vielen, vielen Dank!"

Der Sohn der Alpen verstand, daß man ihn entbehren wollte. Er schaute den Enteilenden mit zornigen Gefühlen nach und sagte laut vor sich hin: „Bigott! Ist mir so was schon vorgekommen? Hat man so was schon erlebt? Diese alte Schneegans . . ."

Aber es dämmerte in ihm die Ahnung auf, daß die Person nicht ganz so stupid war, wie er als geistig höher Stehender angenommen hatte, und daß sie ihn, den Überlegenen, aufs Eis geführt hatte.

Er köpfte mit seinem Stocke Grashalme und schimpfte: „Diese infame alte Schachtel! Diese chaibe, alte Schneegans!" Er hörte nicht, wie Herr Schnaase herankam, und fuhr erschrocken zusammen, als ihm der joviale Mann die Hand auf die Schulter legte.

„Endlich allein? Nu wird wohl feste drauflos gedichtet?" fragte Schnaase.

„Was wollen Sie?" fragte Tobias rauh.

„Bloß mich erkundigen, was unser Schansong macht? Morgen is letzter Termin. Das haben Sie hoffentlich nich vergessen?"

„Machen Sie Ihr Gelump selber!"

„Wie . . . was?"

„Ich verbitte mir ein für allemal derartige Zumutungen. Wenden Sie sich gefälligst an andere Leute mit Ihren liederlichen Absichten . . .!"

Und damit ging Tobias Bünzli.

Schnaase erholte sich nur langsam von seiner Überraschung. „So 'n Flegel!"

*

Herr von Wlazeck schritt neben den Damen her, und da er zu bemerken glaubte, daß Frau Schnaase erregt war, brachte er seine Ritterlichkeit in empfehlende Erinnerung.

„Darf ich fragen, gnädige Frau, ob Ihnen von Seiten dieses Menschen was Unangenehmes widerfahren ist?"

„Wieso Unangenehmes?"

„Ich dachte nur, weil Gnädige verstimmt sind, und offen gestanden, ich traue dem Kerl eine Verletzung der Kavalierspflichten zu."

„Ich habe mich mit ihm über Theater unterhalten; ich verstehe nich, wie Sie zu der Vermutung kommen . . ."

Karoline hatte eine entschiedene Abneigung gegen den dienstfertigen Mann.

„Alsdann pardon! Ich bidde, meine Frage nicht als indiskret aufzufassen. Sie war vom besten Willen diktiert, weil ich gegebenen Falles den Menschen gezichtigt haben möchte . . ."

„Gott, sind Sie noch temperamentvoll!" rief Henny lachend. Aber Wlazek war schmerzlich berührt.

„Noch!" rief er. „Aus dem Munde einer jungen Dame ist dieses „noch" ein Todesurteil!"

„Ich meinte nur . . ."

„Es is ein Todesurteil. Aber gestatten mir Gnädigste, zu versichern, es is auch ein Justizmord. Das Urteil beruht auf falschen Voraussetzungen."

„Ja?"

„Gnädigste verallgemeinern und berücksichtigen das Individuelle nicht. Allerdings, es gibt Menschen, die mit vierzig Jahren alt sind . . ."

„Ich dachte wirklich nicht so tief darüber nach . . ."

„Nicht? Aber ich bin unglücklicherweise in das allgemeine Urteil einbezogen worden . . ."

„Ich finde Sie sehr gut konserviert", unterbrach ihn Karoline.

„Ich weiß nicht, is das ein Kompliment oder . . .?"

„Noch sehr agil . . ."

„Ah so! Alsdann besten Dank, gnädige Frau . . . obwohl man ja über Konserven nicht immer günstig urteilt. Aber Scherz beiseite, ich gebe sofort zu, daß man mit vierzig Jahren alt sein kann. Es gibt sogar Leute, wie zum Beispiel dieser Inspektor Dierl, die sich vorzeitig alt fühlen. Das ist Faulheit. Aber ich wahre mich leidenschaftlich gegen diese Empfindung."

„Da haben Sie recht. Man ist nie älter, als man sich fühlt", sagte Karoline und hinderte Herrn von Wlazeck grausam daran, sich ausschließlich an Henny zu wenden.

„Man hat nicht bloß das Recht, man hat die Pflicht, sich die Elastizität zu erhalten. Gestatten die Damen, wie könnte man es sonst in einer kleinen Stadt, wie in Salzburg, aushalten?"

„Ich verstehe nicht, was das . . ."

„Mit der Größe einer Stadt zu tun hat, wollen Gnädigste sagen. Aber sehr viel! In kleineren Orten wird einem die Energie bedeitend erschwert, weil man immer wieder diesen früh alternden Bürgern begegnet, die dickes Blut haben, weil sie Tag für Tag frühschöppeln und abendschöppeln. Man hat immer das Menetekel vor Augen. Ich bidde, wann ich jeden Tag konstatieren muß, ob ich will oder nicht, daß der Herr Swoboda schon wieder zugenommen hat, oder daß dem Herrn Plachian schon wieder mehr Haare ausgegangen sind. Ich hasse diese Feststellungen, und ich hasse diese Menschen . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.